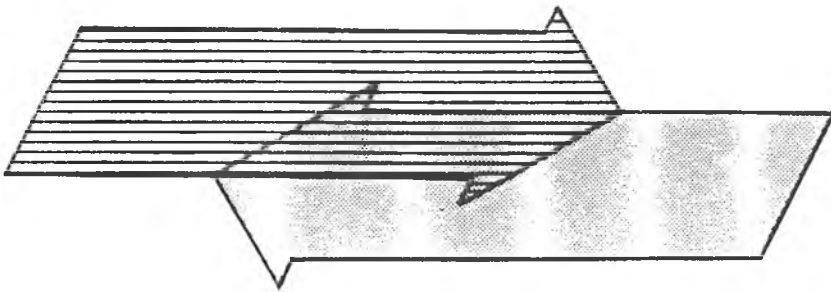


WOLFGANG W. MOELLEKEN
PETER J. WEBER (eds.)

Neue Forschungsarbeiten
zur Kontaktlinguistik



Dümmler - Bonn 1997

Sprachbiographien in Risikogesellschaften

Ludwig M. Eichinger

Und genauso wenig leitet mich eine noch frühere Idee, entsprungen nicht allein aus einem Mangel, sondern auch aus Sichtbarem: die von einem Volk. Ich habe nie an das Landvolk geglaubt, ebenso wenig wie an das Religionsvolk, das Sprachvolk, nie an das Volk mit dem bestimmten Artikel. Aber ich kann auch nicht mehr, wie einstmals, glauben an ein Volk der Minderheiten, der Wartenden, der Leser, der Leidenden und Opfer. (Peter Handke, *Mein Jahr in der Niemandsbucht*, Frankfurt/M., 93)

I Der Weg zur Bürgergesellschaft - ein Irrgarten

1.1 Schemata gesellschaftlichen Erlebens

Die Gesellschaften, in denen wir leben, ängstigen uns manchmal. Es scheint nichts mehr einfach und natürlich zu sein: Wir haben immer die Wahl, aber auch die Qual der Wahl. Wir finden unseren Platz in Gruppen, welche in mancher Hinsicht unsere Wahl teilen, in anderer nicht. Wenn uns auch unsere Tradition bestimmte Wahlmöglichkeiten näher legt als andere, müssen wir uns fragen, ob die Traditionen, welche unsere Gesellschaften bisher tragen, für uns noch Geltung haben, wir müssen sie im Unterschied zu früher für uns selbst einzeln begründen. Wählen ist andererseits nur dann interessant, wenn es einen Gewinn an positiv markierter Identität verspricht. Und nicht immer hat man die Wahl.

Die aus dieser Individualisierung folgende „Vielfalt ihrer Elemente“ ist eines der drei Merkmale der „Bürgergesellschaft“, wie sie Ralf Dahrendorf (1994, 426ff.) beschreibt: „Noch das Wort Struktur überzeichnet die Ordnung in dieser Vielfalt“. Dennoch scheinen sich in unserer, der bundesdeutschen Gesellschaft, „in diesem schöpferischen Chaos“ (ebd., 427) drei typische Lebensstile herausgebildet zu haben. Gerhard Schulze (1993) hat sie danach klassifiziert, wie in ihnen die Welt erlebt wird: er beschreibt daher unsere Gesellschaft als Erlebnisgesellschaft. Drei Typen von Lebensstilen, die sich in drei alltagsästhetischen Schemata, und zwar dem Hochkultur-, dem Trivial- und dem Spannungsschema, niederschlagen, seien für die bundesdeutsche Deutung der eigenen Existenz als prägend anzusehen. Die evidentesten und signifikantesten Merkmale für die Wahl eines Schemas, eines Stils, sind - schulische - Bildung und Alter. Sie helfen, fünf Milieus zu unterscheiden, die sich durch ihre Lebensansichten und ihre Alltagsästhetik voneinander

absetzen. Dabei hebt sich das Bildungs- und Altersmodell des Niveaumilieus zunächst hervor - nicht zuletzt, weil es lange das gesellschaftliche Leitmilieu war. Das Harmoniemilieu teilt mit diesem Milieu zwar das Merkmal des Alters, ihm fehlt aber seine Bildung und Hochkulturorientierung. Beide Milieus stellen sozialpsychologisch in bestimmter Weise Extreme dar, so daß sich zwischen ihnen das Integrationsmilieu mittlerer Bildung verselbständigt hat. Es ist in seiner Alltagsästhetik durch einen positiven Eklektizismus und Vermeidung von „Barbarismen“ gekennzeichnet. Dieser Dreiergruppe von Alters-Milieus stehen zwei Jugend-Milieus gegenüber, das durch Bildung gekennzeichnete Selbstverwirklichungsmilieu und das „nicht gebildete“ Unterhaltungsmilieu.

Die Gruppen, die sich um das Niveaumilieu arrangieren lassen, schließen sich in verschiedener Weise an modernisierte Varianten bildungsbürgerlicher Konzepte und an, jene des Harmoniemilieus definieren sich dadurch, daß sie sich positiv auf den in der Bundesrepublik erreichten gesellschaftlichen Zustand und Wohlstand beziehen, in ihm nicht gestört werden wollen. Diese positive Sicht teilen sie mit den Angehörigen des Integrationsmilieus, das sich allerdings in seinen symbolischen Präferenzen eher am Niveaumilieu orientiert. Letztlich haben sich vielleicht als eine Neuerung der letzten Jahrzehnte jene Milieus eines modernen Hedonismus entwickelt, die bei Schulze als Unterhaltungs- und Selbstverwirklichungsmilieu erscheinen.

Neu daran ist nicht, daß es unterschiedliche Lebensstile gibt, sondern daß sie alle den Anspruch auf Gleichwertigkeit stellen; es scheint keinen allgemein akzeptierten „Geist der Firma“ mehr zu geben - vermutlich ist es das, was als Werteverfall beklagt wird, aber wohl auch unvermeidlich ist. Im Sinne der Entwicklung eine Bürgergesellschaft, um hier Dahrendorfs Term für das zu verwenden, was als civil society durch die Literatur geht, kann man den damit verbundenen Anspruch auf Aufteilung der vorhandenen Macht durchaus positiv sehen.

1.2 Die symbolische Seite der Sprachenwahl

Welchen Status haben sprachliche Fragen in diesen Milieus? Sicher stellt das Sprechen derselben Sprache im Unterschied zu früheren Zeiten nicht mehr das oberste Kriterium gesellschaftlicher Selbstkonstitution dar. War damit lange Zeit so etwas wie eine natürliche Zuordnung verbunden, sieht es nun so aus, als könnte jeder den „Stamm“, dem er zugehören will, selbst wählen - damit auch seine Sprache oder seine Sprachen. Zum Teil ist das allerdings wohl eine

nicht zuletzt mediogene Mystifikation, da offenkundig ist, daß dieses Denken von einer absoluten Unabhängigkeit und Wahlfreiheit selbst nur auf dem kulturellen Boden der europäischen Philosophie denkbar ist - ganz davon abgesehen, daß es praktisch gar nicht so leicht ist, die Sprachen zu wechseln.

Sprachlich heißt das natürlich, daß wir uns, wie immer wir wählen, in unseren Gesellschaften auf dem Boden einer kultursprachlichen Standardsprachlichkeit finden. Das heißt auch, daß in unserem Alltag trotz der zunehmenden Multikulturalität und Porosität (s. Taylor 1995, 249) Mehrsprachigkeit einen begrenzten Ort, und damit im Gegensatz zu anderen Weltgegenden aber auch zu den Muttersprachlern von „lesser used languages“ sofort symbolischen Wert gewinnt. Es hängt dann von den Stilen und Milieus, denen man zugehörig ist oder sein will, ab, wie ein bestimmtes Sprachverhalten eingeschätzt wird. Im gesellschaftlichen Trend liegt zweifellos das Bild eines urbanen und ungebundenen Lebensstils. Auch die sprachlichen Signale, die man aussendet, müssen sich an diesem Muster messen lassen. Variabilität im Rahmen der in unseren Gesellschaften erreichten Standardsprachlichkeit scheint für solch ein Milieu das gesellschaftlich erstrebenswerteste Muster zu sein. Urbanität und die kulturelle Explizitheit der Standardsprachlichkeit bilden unstreitig ein positives Ende der gesellschaftlichen Repräsentation. Man muß außerdem in ganz West- und Mitteleuropa mit der Wirksamkeit und der damit verbundenen Sozialsymbolik des Englischen als der Sprache der internationalen Kommunikation rechnen. Das hat nicht nur praktische Gründe und Folgen, vielmehr ist mit dem Englischen und den damit verbundenen kulturellen Elementen und Formen das positive Signum von Modernität verbunden. Drittens gilt aber auch, daß die Signalisierung kultureller Differenz und Distanz durch sprachliche Merkmale in Europa einen traditionell hohen Wert hat, der in verschiedenen Subkulturen und Regionen Europas unterschiedlich ausgeprägt ist. So genießt eine individuelle Mehrsprachigkeit, die sich auf mehrere europäische Standardsprachen und andere Kultursprachen bezieht, fast durchweg einen hohen Status. Wer Englisch, Flämisch und Französisch neben Deutsch spricht, darf sich gesellschaftlicher Wertschätzung erfreuen. Aber nicht alle Kombinationen sind gleich gut; vor allem die traditionelle Minderheiten-Mehrsprachigkeit vermag ungewollte soziale Konnotationen auszulösen. Je nach Standardsystem werden auch regionale Varietäten unterschiedlich bewertet. Gerade der deutsche Sprachraum gilt als relativ stark regionalisierend, so daß hier ein hohes Maß an Differenzierung angelegt ist, das nicht Schichten, sondern andere soziale Gruppen zusammenbindet. Sichtbar wird das im Vergleich mit dem englischen Sprachraum, in dem ein gesellschaftli-

ches Schichtenmodell auch die sprachliche Variation unmittelbar betrifft (s. Durrell 1995).

Nochmals ist festzuhalten, daß Sprache als soziales Differenzmerkmal nur dann interessant ist, wenn man wirklich die Wahl hat, welche Sprache oder Sprachen man benutzen will. Die Wahl haben, das heißt für West- und Mitteleuropa wohl, zumindest zu einer der *langues fédératrices*, wie Claude Hagège das nennt, Zugang zu haben und weitere sprachliche Varietäten, die man beherrscht, zur Schaffung sozialer Differenz zu nutzen. Wesentlich schwieriger ist es, sich sprachlich positiv abzusetzen, wenn man nicht in einer dieser drei großen europäischen Sprachen, das heißt im Englischen, dem Französischen und dem Deutschen zuhause ist. Da wir vom Deutschen sprechen, können wir davon für den Moment absehen.

1.3 Die soziale Aussage der Sprachenwahl

Pierre Bourdieu (1982, 307) führt in seinem Buch über „Die feinen Unterschiede“ aus, daß ungezwungenes Verhalten „als sichtbarste Bestätigung der Ungebundenheit gegenüber sozialen Zwängen“ die wesentliche Art ist, um herausragenden gesellschaftlichen Status zu symbolisieren. Es zeige „sowohl d[ie] Befähigung, den Anforderungen der biologischen und gesellschaftlichen Natur nachzukommen, als auch d[ie] Autorität, diese zu ignorieren“: „Sprachliche Gewandtheit z.B. mag durch Übererfüllen der grammatischen und pragmatischen Gebote glänzen [...], oder sich auch in Eigenwilligkeit und Regelverstoß gegenüber sprachlichen und situativen Zwängen offenbaren“.

Wenn man das auf unsere Frage umsetzt, so ist der durchschnittliche Angehörige des Harmonieniveaus kein wahrscheinlicher Kandidat für gesellschaftlich positiv auszeichnende Muster des Sprachgebrauchs. Für diese Schicht der Sprecher wird sprachliche Variation in den stabilisierten Verhältnissen des als einsprachig wahrgenommenen Nationalstaats entweder überhaupt nicht zum Problem, oder die Größe des zusammenhängenden Sprachgebiets gilt als einer der stabilisierenden Faktoren der Natürlichkeit von Einsprachigkeit und wird als solcher in die Harmoniedeutung unserer Gesellschaft integriert. Eventuell vorhandene Kenntnisse in anderen Sprachen, haben ihren spezifischen, z.B. fachlichen Raum und berühren damit den Kern der eigenen Identität nicht. Da so ungestörte Einsprachigkeit als die normale erscheint, kann sie sich auch in Kontinuität gegenüber früheren Denkweisen aus nationalen Zeiten sehen, aber auch problemlos den Bezug auf zu jenem paradoxen Befund herstellen, daß gerade das Beharren auf der eigenen Sprache die Diversität garantiert: „Cet

attachement ne peut, à l'évidence, que nourrir et consolider la diversité. Ce que reflète, en Europe, la variété des langues, c'est souvent l'affirmation, sans cesse renouvelée des identités nationales." (Hagège 1994, 183).

Diese Argumentation gilt natürlich auch für die Sprecher minoritärer Sprachen, sofern sie keine andere Wahl haben, als ihre minoritäre Sprache zu benutzen. Wenn sie die aber nicht haben, gilt ihr Verhalten gesellschaftlich als eher restringiert, da sie dann mit der funktionalen Geringschätzung der Kleinsprachen generell leben müssen. Unter unseren Verhältnissen sind nur mehrsprachige Angehörige von Minderheiten, welche diese Mehrsprachigkeit in ihre eigene Identität aufgenommen haben, positive Beispiele für eine angemessene Symbolisierung der Minderheitenzugehörigkeit. In der bewußten Wahl der Minderheitensprache können diese Sprecher über das kommunikative Funktionieren der Sprachen hinaus ihren sozialen Wert als Symbol selbstgewählter kultureller Identität signalisieren. Viele Revitalisierungsbewegungen für kleinere Sprachen funktionieren ja auf solch einer bildungsorientierten „Niveau“- oder „Selbstverwirklichungs“-Basis. John Edwards hat allerdings am Beispiel des Gälischen darauf hingewiesen, daß eine intellektuelle Vertretung dieser Art mit ihren politischen Konsequenzen nicht unbedingt positive Folgen für die traditionellen Angehörigen der Minderheiten hat. Es ist schwer zu sagen, ob durch die Integration in das herrschende kommunikative Verhalten der Majoritätsgemeinschaften eine höhere Akzeptanz für die Forderungen der Minorität erreicht, oder ob dadurch vielmehr der abschätzige Blick der Majoritäts-Sprecher auch von den Minderheiten-Sprechern geteilt wird. In welcher Weise man sich auch gegenüber der Mehrheitskultur durchsetzen will, „the notion that there is a struggle for a changed self-image, which takes place both within the subjugated and against the dominator, has been very widely applied“ (Taylor 1995, 251).

Diese hier angedeutete Wendung zur Verteidigung einer distinkten Gruppenidentität gegenüber den Ansprüchen der Mehrheit ist eigentlich nur der erste Schritt zu einer Anerkennung und Wahrnehmung der Vielfalt und auch der kulturellen Kontakte, des individuellen Wegs durch die Menge der angebotenen Möglichkeiten: „Dieser Streit um ein eigenes Leben [...] unterscheidet durchaus den europäischen Weg von dem anderer Kulturen“ (Beck 1994, 480). Wenn die eigene Rolle durch Wahlmöglichkeiten zumindest reflektierbar wird und damit aus dem Rousseauschen Gruppenzwang befreit, ist es nur jene Möglichkeit, die Horizonte fusionieren zu können, wie das Hans-Georg Gadamer nennt, welche die Mehrsprachigkeit gesellschaftlich weiter bringt.

2 Der Wert sprachlicher Flexibilität

2.1 Die Zunahme von Vielfalt

Damit vermag man den kulturellen Mehrwert von Mehrsprachigkeit generell zu begründen. Was wir hier angedeutet haben als den Mehrwert von Mehrsprachigkeit, nämlich daß sie es erlaube, verschiedene kulturelle Blickwinkel miteinander zu fusionieren, ist in unserer Gesellschaft hochgradig bildungsbürgerlich konnotiert. Traditionell bezieht sich diese Fusionierung vor allem auf das Erlernen der großen benachbarten europäischen Kultursprachen und damit auf das Kennenlernen von deren Kultur, und die Rolle der Sprache dabei wird unter Berufung auf Wilhelm von Humboldts Ideen gesehen. Erst in neueren „Selbstverwirklichungs“-Zeiten wird die Möglichkeit der Horizontfusion auch unter Gesichtspunkten praktischer Nutzung und unter der Multikulturalitäts-Annahme, alle Kulturen seien prinzipiell als gleich wertvoll anzusehen, erheblich ausgeweitet (vgl. z.B. de Cillia 1995, 257). Dabei ergeben sich exakt jene Probleme, auf die wir auch sonst stoßen, wenn wir den scheinbar selbstverständlichen Rahmen europäisch-aufgeklärter Bürgerlichkeit verlassen: Wir stoßen auf andersartige Diskurse, die unser Selbstverständnis grundsätzlich bedrohen können. Man muß nicht die „Schrecken des utopischen Internationalismus“ (Ebeling 1994, 9) an die Wand malen, um als Problem zu sehen, wie das Zusammentreffen lokal geprägter Diskurssysteme des Alltagslebens sinnvoll ablaufen könnte, denn: „[...] wie heute wissenschaftliche Forschung und technischer Vollzug ethnisch und religiös indifferent sind, so ereignen sich gerade die immer wieder beschworenen Lebenswelten nicht“ (Ebeling 1994, 76).

Auf der anderen Seite kann im Selbstverwirklichungs- und mit Einschränkungen auch im Unterhaltungsmilieu ein anderer Typ von Bezug auf Mehrsprachigkeit als Sozialsymbol bemerkt werden, der ebenfalls von den multikulturellen Entwicklungen angestoßen ist. Es betrifft vor allem den Kontakt mit verschiedenen Subvarietäten des englischsprachig geprägten Kulturraums. Neben sehr stark jugendorientierten Subkulturen wie Sport und Popmusik sind hier die sprachlichen Reflexe anderer Volks- und Minoritätenkulturen zu erwähnen, zu nennen wäre hier auch der feministische Diskurs. Durch den Bezug auf solcherart weltkulturelle Zusammenhänge wird von den Sprechern dieses Typs von Mehrsprachigkeit ein Flair von Multikulturalität signalisiert, die letztlich dann alle sprachlichen Beziehungen trägt.

2.2 Gruppenspezifische Bewertungen

Nach den angestellten Überlegungen gibt es drei mögliche Bezüge auf die minoritäre Kommunikation in unseren Gesellschaften. Von dem gesellschaftlichen Status her, den die verschiedenen Arten von gesellschaftlichen Milieus beanspruchen können, läßt sich der Signalisierungswert der jeweiligen Sprachgebräuche genauer einschätzen. Das heißt, eigentlich ergibt sich daraus, welche Interpretationen gesamtgesellschaftlich miteinander konkurrieren und im Interessenkonflikt miteinander stehen.

Man kann zweifellos noch die Spuren einer ethnisch nationalen Interpretation des Verhältnisses von Majoritäten und Minoritäten erkennen. Allerdings muß diese Art der Lektüre von minoritärem Sprachgebrauch in unseren Gesellschaften wohl weithin dem wenig prestigeträchtigen Harmoniemilieu und dem Integrationsmilieu zugeordnet werden. Daß es als wenig prestigeträchtig gilt, sagt nichts über die Größe der entsprechenden Bevölkerungsgruppen und auch nicht unbedingt über ihren gesellschaftlichen Standort. Es bleibt in dieser Diskurswelt aber der Blick auf eine Unterscheidung von Eigenem und Fremdem gerichtet, auf jene alltägliche Fremdheitserfahrung der Hilfslosigkeit gegenüber unbekanntem „fremden“ Sprachen. In der durchschnittlichen Lebenswelt dieser Milieus wird diese Diskrepanz eben nicht durch eine Fusionierung - etwa auf der Ebene internationaler Professionalität kompensiert.

Im Harmonie-, im Integrations- wie im Niveaumilieu kann man zudem Interpretationen finden, die dem Bereich eines klassischen Minderheitenschutzes zugehören, eines Minderheitenschutzes also, der die Position der Majorität prinzipiell nicht berühren soll, an der Höherwertigkeit der majoritären Welt wie selbstverständlich festhält.

Im Selbstverwirklichungsmilieu liegt zweifellos der Kern für jene Art des Erlebens, das sich nicht an traditionellen Bindungen messen lassen will, dennoch aber eine bildungsorientierte und antibarbarische Grundhaltung mit dem Niveaumilieu teilt. Soweit diese Analyse trägt, die ja jetzt einmal so tut, als seien die alten sozialen Schranken nicht mehr wirksam, wird hier eine Erlebnisform ohne präformierende Schranken, ein immerwährender Bildungsroman, zum gesellschaftlichen Ideal: „das (kollektive) Ringen um ein eigenes Leben in unentwirrbarer Vielfalt“ (Beck 1994, 480). Es ist dieses ein Erlebnisstil, der nach den eigenen Bedürfnissen und ohne eurozentrisch vorformulierte Vorurteile auch im kommunikativen Bereich sich das nimmt, was ihm gefällt. Wenn man so will, wird dann auch „[e]thnische Besonderheit

als „ethnischer Stil“ wahrgenommen, der als Ensemble von Haltungen, Gesten, Kommunikationsformen, Eß- und Hygienegewohnheiten eine ethnische Gruppe in ein eigentümliches Licht taucht“ (Pfeiffer 1986, 714). Das Ich-Design beruht nun in der Auswahl solcher Stile; allerdings ist klar, daß die Auswahl der als Stil interpretierbaren Handlungen danach bewertet wird, ob sie den einzelnen gesellschaftlich in angemessenem Lichte erscheinen lassen. Dieser letzte Tatbestand relativiert die scheinbare Offenheit gegenüber allem möglichen Handlungsweisen, welche diese Position zunächst zu kennzeichnen scheint.

2.3 Artitüden und sprachliche Wirklichkeit

Welche Folgen hat das für das Sprachverhalten? Die Soziologen sind an dieser Stelle eher etwas vage. Dem Niveaumilieu wird im Rahmen „guter Selbstinszenierung“ vorherrschender Hochsprachgebrauch attestiert (Schulze 1993, 291), es verwundert nicht, daß dem Harmoniemilieu eine „ungeschickte Selbstinszenierung“ (300) und eine „dialektgefärbte Sprache“ zugeordnet wird. Beim Integrationsmilieu wird „gute Selbstinszenierung“ (311) mit Dialektgebrauch verbunden, beim Selbstverwirklichungsmilieu nicht weiter spezifiziert. Dagegen findet sich beim Unterhaltungsmilieu nur der Hinweis auf „dialektgefärbte Sprache“ (330). Das ergibt ein relativ simples Bild des Muttersprachegebrauchs, das nicht einmal der Polyzentrität des Deutschen angemessen Rechnung trägt. Noch weniger lassen sich daraus Schlüsse auf „multikulturelle“ Reaktionen ziehen. Vielmehr ist das doch fast das alte Bild des schichtspezifischen Sprachgebrauchs: Unterschichtmenschen sprechen Dialekt. Vielleicht ergibt sich dieses Bild aber auch nur, weil die Fixierung auf die Varietät (Dialekt usw.) kommunikative Gruppenmuster überdeckt. Für den gesellschaftlichen Platz in der Bürgergesellschaft, die uns in Europa als ein willkommenes Ziel erscheinen kann, ist die sprachliche Form nur eines unter mehreren Indizien, welche uns die Gruppenzugehörigkeit eines Menschen signalisieren. Es ist auch nur insofern ein Indiz, als sprachliche Variabilität, also das Benutzen verschiedener Varietäten und Sprachen, vom Eingehen auf unterschiedliche kommunikative Ansprüche zeugt, bzw. die Bereitschaft dazu anzeigt. So formuliert gilt diese Aussage aber eigentlich nur für die Muttersprachler der größeren, oder zumindest ausgebauten Staatssprachen, von der Seite der kleinen oder weniger benutzten Sprachen her sieht es eher wie die unausweichliche Folge kommunikativer Notwendigkeit aus. Schon die europäische Statistik bestätigt dieses Bild: nur in den Staaten mit den kleineren Sprachen sprechen über die Hälfte der Bevölkerung

eine Fremdsprache: „Immerhin lernen die Jungen mehr als die Alten. Nur 17 Prozent der 20- bis 24jährigen beherrschen keine Fremdsprache, bei den Älteren trifft das auf fast die Hälfte zu“ (Mermet 1993, 128). Hier handelt es sich nicht um eine Aussage zur Generationenfrage: vielmehr spricht dieser dramatische Umschwung von dem erhöhten Wert sprachlicher Variation, der nicht durch ein reduziertes Altersmodell abgelöst werden wird. Auch die Milieuunterteilung zeugt von den praktischen Folgen verbreiteterer Schulbildung: daß die gelernte Sprache vielfach Englisch ist, bremst den Grad an Variation, erhöht andererseits die kommunikative Erfolgsquote. Auch im muttersprachlichen Bereich ist erhöhte Variation lernbar geworden. Damit hat sich die Menge der Leute, welche die Wahl haben, wie sie sich sprachlich profilieren wollen, in einem Ausmaß erhöht, daß der Besitz dieses gesellschaftlichen Kapitals nicht über Schichtenmodelle zugeordnet werden kann. Die Wahl ist allerdings nicht völlig frei, da durchaus objektive Faktoren mitbestimmen, in welche Milieus wir uns einwählen können

3 Bibliographie

- Beck, Ulrich (1994): „Neonationalismus oder das Europa der Individuen“. In: Beck/Beck-Gernsheim, 466-480.
- Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) (1994): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1993): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main, 6. Aufl. (Suhrkamp).
- Dahrendorf, Ralf (1994): „Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgerschaft“. In: Beck/Beck-Gernsheim, 421-436.
- de Cillia, Rudolf (1995): „Höhere Schulen - ausländerfrei?“. In: Wodak, Ruth/ de Cillia, Rudolf (Hg.): *Sprachenpolitik in Mittel- und Osteuropa*, Wien (Passagen), 253-263.
- Durreil, Martin (1995): „Sprachliche Variation als Kommunikationsbarriere“. In: Popp, Heidrun (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches*, München (iudicium), 417-428.
- Ebebing, Hans (1994): *Der multikulturelle Traum. Von der Subversion des Rechts und der Moral*, Hamburg (dva).
- Edwards, John (1994): *Multilingualism*, London (Routledge).
- Eichinger, Ludwig M. (1994): „Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften“. In: Helfrich, Uta/ Riehl, Claudia Maria (Hg.): *Mehrsprachigkeit in Europa. Hindernis oder Chance?*, Wilhelmsfeld (Egert), 31-54.
- Hagège, Claude (1994): *La souffle de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe*, Paris (Nathan).
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*, 2. Auflage, Berlin (E.Schmidt).
- Mermet, Gerard (1993): *Die Europäer. Länder, Leute, Leidenschaften*, München (dtv).
- Pfeiffer, Ludwig K. (1986): „Produktive Labilität. Funktionen des Stilbegriffs“. In: Gumbrecht, Hans U./ Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): *Stil*, Frankfurt am Main (Suhrkamp), 685-725.
- Schulze, Gerhard (1993): *Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main (Campus).
- Taylor, Charles (1995): *Philosophical Arguments*, Cambridge, Mass./ London (Harvard).